



Mark Harthun

Anforderungen des Naturschutzes an den Kommunalwald

Vortragsszusammenfassung 18.2.2017

Laut der letzten Bundeswaldinventur ist der Wald älter, dicker, bunter, stufiger und totholzreicher geworden. Es wächst mehr nach, als wir nutzen. Wir haben einen hohen Laubbaumanteil (HE: 59%) und in Teilen sehr naturnahe Wälder (HE: 25% der Waldfläche). Der überwiegende Teil sind Mischwälder (HE: 86%). Damit haben viele Förstergenerationen den Wald zu mehr Naturnähe entwickelt – vor allem wenn man die Ausgangssituation der devastierten Wälder vor 300 Jahren betrachtet. Trotzdem sind auch 115 „Urwaldreliktarten“ akut vom Aussterben bedroht. 274 Farn- und Blütenpflanzen sind durch Forstwirtschaft bedroht und 21 Waldvogelarten zeigen einen Bestandsrückgang.

Betrachtet man den natürlichen Lebenszyklus eines Waldes in Hessen, so sieht man, dass dieser eigentlich 300 Jahre umfasst. Nach der Verjüngung kommt eine Aufbauphase, eine Optimalphase, eine Alters- und eine Zerfallsphase. Die Realität im Wirtschaftswald ist, dass die zweite Lebenshälfte der Wälder komplett fehlt. Und mit ihr die Tier- und Pflanzenarten, die sich erst in den alten Wäldern etablieren können.

Warum sind alte Bäume im Wald so wichtig?

Nur alte Bäume bilden große Kronen aus, die Nestern von Schwarzstorch oder Greifvögeln dauerhaft tragen können. Nur bei mehrjährigen Traditionshorsten gibt es auch die höchsten Reproduktionsraten. In Hessen brüten 42% der Schwarzstörche gar nicht auf Bäumen, sondern auf künstlichen Plattformen – offenbar fehlen geeignete alte Bäume. Dass es dem Schwarzstorch schlecht geht, zeigt auch, dass der Bestand in der jüngeren Vergangenheit von 67 Brutpaaren (2013) auf 45 BP (2015) zurückging.

Auch der Mittelspecht zeigt uns ein Defizit unserer Wälder auf: Obwohl er ein typischer Buchenwaldbewohner ist, lebt er bei uns überwiegend in Eichenwäldern. Dies liegt daran, dass die Buche erst im Alter von über 200 Jahren eine raue Rinde ausbildet, die der Mittelspecht zur Nahrungsaufnahme braucht. Nur in den Eichenwäldern kann er diese noch finden.

Nicht zuletzt brauchen wir mehr alte Bäume aber nicht nur für Tiere und Pflanzen, sondern auch für die Menschen. Urwaldriesen aus den kaspischen Urwäldern im Iran sind beeindruckende Schönheiten der Natur. Auch deutsche Wälder sollten künftig wieder Baumriesen beheimaten, die geeignet sind um Ehrfurcht vor der Natur zu wecken die in unserer Gesellschaft leider selten geworden ist. Wir benötigen im Wirtschaftswald also mehr Habitatbäume!

Alte Bäume werden zunehmend Heimat für Baumpilze, die Wegbereiter für viele seltene Arten im Wald sind. Der Schwarzspecht zimmert seine Höhlen meist in Bäume, die bereits durch Pilze geschwächt sind. Der Schwarzspecht wiederum in Wegbereiter für 60 Arten, die seine Höhlen als Nachmieter nutzen.

Dabei ist nicht allein das Vorkommen alter Bäume relevant, sondern auch deren Dichte: Ein Beispiel dafür ist die Bechsteinfledermaus. Sie braucht als Wechselquartiere 35-50 Höhlen in ausreichender Nachbarschaft. Durch den Quartierwechsel vermeidet sie Parasiten und Verluste durch Prädatoren. Es reichen also nicht nur einige Habitatbäume, sondern es braucht sie in einer hohen Dichte.

In alten Bäumen können sich Mulmhöhlen ausbilden, aber nur wenn die Bäume dick genug sind, stimmen auch die Habitatbedingungen für den sehr seltenen Eremiten. Bäume müssen hier einen BHD von 80 cm haben. Habitatbäume müssen also auch dick genug sein, um seltenen Arten einen Lebensraum bieten zu können.

Mit dem Alter der Bäume steigt der Reichtum an stehendem und liegendem Totholz in den Wäldern. 25% aller Waldtiere sind an das Vorkommen von Totholz gebunden. Dabei lohnt sich ein kritischer Blick auf die Qualität des Totholzes: Zwar verkündete die Bundeswaldinventur, dass Totholz in unserem Wald zunimmt. Jedoch sind große Anteile nur dünnes Kronenholz oder Nadelholz (Hessen: 54%), welches für viele typische waldspezifische Arten gar nicht nutzbar ist.

Mit dem Alter der Bäume steigt die Zahl wertvoller Habitatstrukturen wie Stammfußhöhlen, Wurzelteller, Stammrißspalten, Rindentaschen, Zwiesel-Abbrüchen o.ä. Problematisch ist, dass diese Strukturen selten vorkommen. Zugleich sind manche Arten, die diese Strukturen besiedeln, wenig mobil (nur wenige hundert Meter!). Trifft die Art bei Verlust ihres Habitatbaumes nicht auf eine vergleichbare Struktur, hat sie keine Überlebenschance.

Die Gewissheit einer ausreichenden Dichte solcher Habitatstrukturen gibt es nur im Naturwald. Daher gibt es seit über 25 Jahren das Ziel, auf 5% des Waldes eine natürliche Waldentwicklung zu ermöglichen: „Hessen strebt an, den Anteil ungenutzter Wälder bei der gesamten hessischen Waldfläche auf fünf Prozent zu steigern“ (Hessische Biodiversitätsstrategie 2016). Das Land Hessen hat hierzu im Staatswald bereits Wälder bereitgestellt, so dass sich derzeit 3,1% des hess. Waldes natürlich entwickeln können. Besonders herausragend waren hier im letzten Jahr die Ausweisung des Wispertaunus (1100 ha) und des Landecker Berges (700 ha) als nutzungsfreie „Kernfläche“. Es fehlen noch 1,9%, was 16.000 ha entspricht. Nun haben auch Kommunen die Möglichkeit, über die FSC-Zertifizierung und den hierfür notwendigen Nutzungsverzicht, einen Beitrag zur Naturwaldkulisse zu leisten. Während das Land große zusammenhängende Waldgebiete als Naturwald-Entwicklungsgebiete ausweisen kann und sollte, können Kommunen kleinere Gebiete zur Vernetzung und Verbesserung eines Biotopverbundes zusteuern.

Der Austausch von Arten zwischen solchen Naturwäldern kann aber nur funktionieren, wenn der Wirtschaftswald dazwischen ausreichende Lebensbedingungen für die walddtypischen Arten bietet. Leider finden sich noch vielerorts abgeräumte Schirmschläge, die keinen Waldcharakter mehr aufweisen. Zwar sind sie im rechtlichen Sinne „dauernd Wald“, jedoch nicht im ökologischen Sinne ein „Dauerwald“. Zur Sicherung einer Habitatkontinuität ist es notwendig, den Wirtschaftswald endlich als echten Dauerwald zu bewirtschaften (wie in der Richtlinie zur Bewirtschaftung des Staatswaldes und in der Waldbaufibel eigentlich vorgesehen). Dabei werden die Bestände nicht in 20-30 Jahren radikal abgeerntet, sondern die Stämme werden einzeln aber kontinuierlich geerntet. Damit fließen der Gemeinde auch

kontinuierlich Einnahmen zu, und es entstehen keine „Durstphasen“, in denen der Gemeindewald nur Defizite schafft. Ein Weg hin zum Dauerwald kann eine Einschlagbegrenzung sein: So wurde im Landeswald von Baden-Württemberg der Einschlag auf 30% des Vorrates innerhalb von 10 Jahren begrenzt. Dies streckt die Ernte über einen längeren Zeitraum und ermöglicht die Entwicklung eines vielstufigen Waldes mit verschiedenen Altersstufen.

Für den Bodenschutz ist eine Verringerung der Befahrungsfläche durch Harvester notwendig, weil die Bodenschäden Jahrhunderte lang wirken können.

Beim Artenschutz sind die Bedürfnisse der Arten zu berücksichtigen: So reicht es nicht, bei der Endnutzung eines Bestandes einen Baum mit einem Schwarzstorchhorst stehen zu lassen (so in einem Privatwald in Nordhessen geschehen). Durch die Fällung der Bäume im Umfeld ging der Waldcharakter verloren und der Horst wurde sofort verlassen. Es sind Horstschutzzonen (in der Brutzeit und im Winter!) notwendig.

Sommereinschläge, für die es im Moment Anreize durch Frühlieferprämien (Bsp. Pollmeier) gibt, sind nicht nur eine Gefahr für die Waldarbeiter, sondern auch für den Artenschutz, weil Horste und Höhlen im belaubten Baum gar nicht erkannt werden können. Der Artenschutz kann auch durch die Gestaltung von Waldrändern und den Verzicht auf die Anwendung von Pestiziden verbessert werden.

Zur Frage, ob die Holzertragsminderung durch Naturschutzmaßnahmen wirtschaftlich tragbar ist: Es gibt in der heutigen Forstwirtschaft auch viel Einsparpotential. So kann durch mehr Naturverjüngung bei Dauerwaldwirtschaft und geringeren Wildbeständen viel Geld für Pflanzungen und Wildverbisschutz gespart werden. Bisher werden nach dem forstlichen Prinzip „Das Schlechteste fällt zuerst“ im Zuge von Durchforstungen viele Bäume entnommen, die naturschutzfachlich einen hohen Wert gehabt hätten (wirtschaftlich aber nur sehr geringen). Hier gilt: Weniger ist mehr. Weniger Aufwand bedeutet weniger Kosten. Dann sind geringere Holzerträge und mehr Naturschutz im Wald auch wirtschaftlich unproblematisch.